

Othmar Andree

Czernowitz gestern und heute

Von der Aktualität eines Mythos

EINE REISE NACH Czernowitz beginnt in der heimischen Bibliothek. Sie lohnt nicht ohne gründliche Konsultation der bemerkenswerten Literatur, die aus der eher unbedeutenden Landschaft mit dem Namen Bukowina und aus der kleinen Stadt in ihrer Mitte hervorgegangen ist, und scheint vergeblich ohne Bemühen um die Geistes- und Kulturgeschichte, die Stadt und Landschaft geprägt und von dem einen wie dem anderen ihren Ausgang genommen haben. Vor aller realen Physis des urbanen Organismus, lange vor Inaugenscheinnahme der leibhaftigen „Gegend, in der einmal Menschen und Bücher lebten“¹, ist die Lyrik Paul Celans und Rose Ausländers, sind die Werke Itzik Mangers und Eliezer Steinbargs angesiedelt, sollten Osip Juri Fedkowitsch und Mihai Eminescu wenigstens nicht ganz unbekannt sein. Und man sollte sich vor einer Reise vielleicht auch mit „jenen bukowinagebürtigen Intellektuellen beschäftigt haben, die nicht in erster Linie Literatur, wohl aber verschiedenste Weisen

von Wissenschaft (re)präsentierten und dabei auf ihre Art schreibend den universellen Ideenvorrat Bukowiner Geistesgeschichte erweitert und bereichert haben. Das sind unter anderen Walther Rode, Wilhelm Reich, Maximilian Rubel und der 2002, 96-jährig, in New York verstorbene Erwin Chargaff, Persönlichkeiten, die als Grenzgänger zwischen Gelehrsamkeit, Publizistik und Literatur gesehen werden können.² Unerlässlich erscheint die Auseinandersetzung mit den Lebens- und Überlebenszeugnissen der vor über 60 Jahren aus dieser Provinz deportierten und umgekommenen Menschen, Dokumente, die in erstaunlicher Fülle vorliegen. Auch wäre es von Vorteil, sich zwischen den geschichtlich-historischen Begebenheiten, Entwicklungen und Konstellationen dieser Ecke Europas halbwegs zurechtzufinden.

Sonst wäre wirklich alles nur Kulisse. Man steht vor den Gebäuden, blickt auf ihre gewiss nicht unansehnlichen Fassaden und gerät in die magisch-dämmerige

perei und Gedankenlosigkeit. Andererseits betrat man mit dem Verlassen des Waggons in den feuchtkalten Morgen hinein eine Unordnung, das unbestellte Feld einer urbanen Wildnis, gegen die sich die atemberaubend schöne Stadt noch halbwegs behaupten konnte. Doch dann entpuppten sich diese originellen Umstände als schlichtes Provisorium – längst war an der raumschiffartig-monströsen Modernisierung und Erweiterung des Hauptbahnhofs gearbeitet worden, und nun war sie abgeschlossen –, und aus war's mit dem Überschwang der Gefühle, mit dem altösterreichischen Schlendrian, dem polnischen Charme.

Przemyśl, Polens südlichste Grenzstation zur Ukraine, war ja nicht anders. Tausende Ukrainer drängten sich nach der Unabhängigkeit und dem nationalen Aufbruch ihres Landes, das war im Dezember 1991, auf dem Bahnhofsgelände, bewaffnet mit gewaltigen bunten Taschen und unförmigem Handelsgut, zusammengerollten Teppichen etwa.

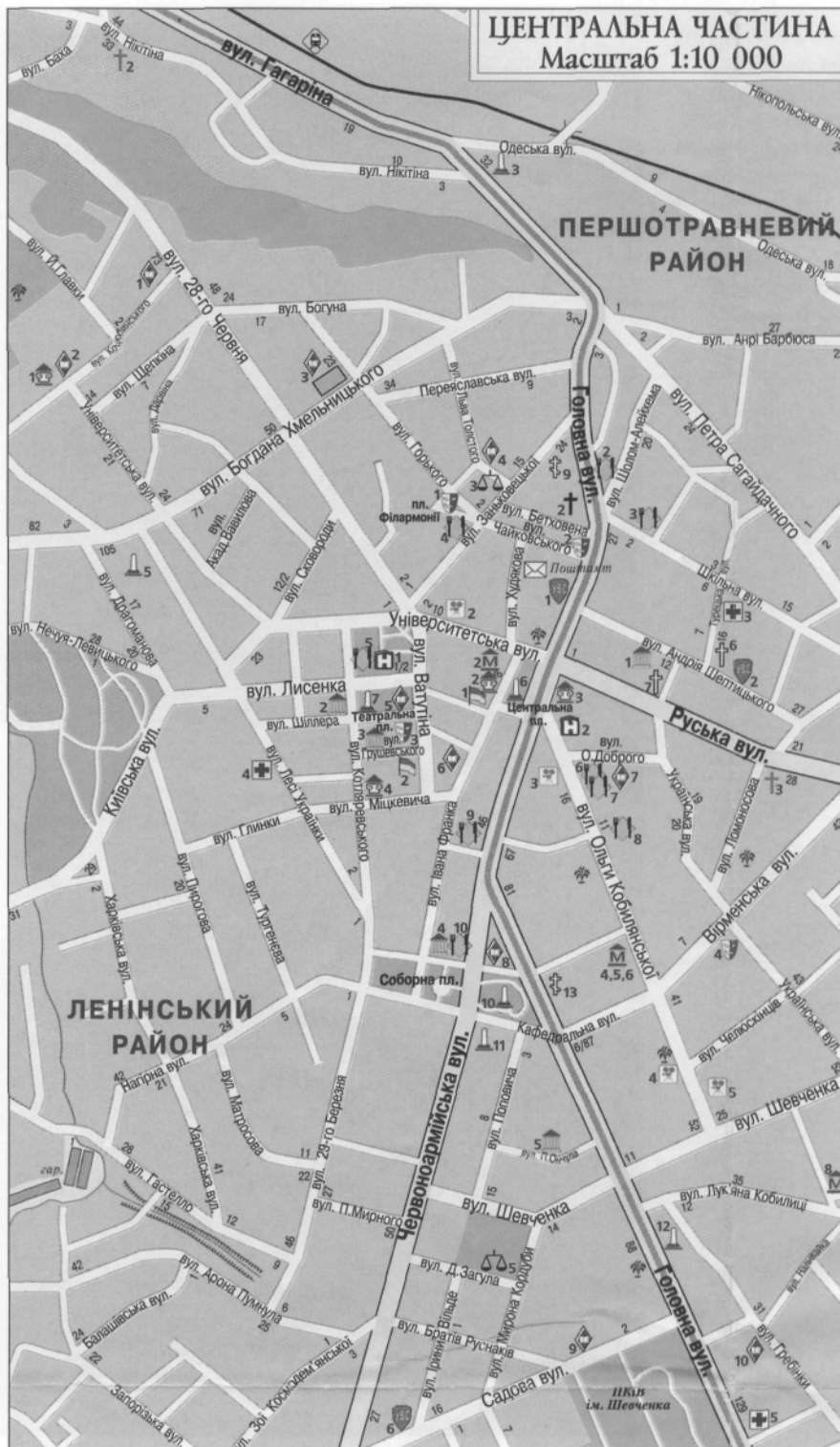
Alles war desolat: die verregnete Stadt unter ihrer grauen Patina, der übervölkerte Bahnhofsvorplatz, die von Menschen überfüllten Bahnsteige, die endlose Zahl der Pfützen in den Straßen, Fiat-Polski-Taxen, das billige Fünftausend-Zloty-Zimmer im Bahnhofshotel mit dem nächtelangen ukrainischen Geschäftsgemurmel aus dem Nebenzimmer, der vergessene und verwahrloste jüdische Friedhof, der Schlossberg mit seinen dünnen Hungerbänkchen, das Gedränge, das Geschiebe und die endlosen Schlangen am Sonderschalter für die Fahrkarten nach Tscherniwzy, das Fossilartige der ukrainischen Eisenbahn, als sei sie großzügig von der sibirischen Taiga ausgeliehen, schließlich die Ukrainer selbst – Frauen in Jogginganzügen –, die schon rein äußerlich weit unter den Polen rangierten.

Immer hatte man das Gefühl der Diachronie, der Ungleichzeitigkeit dem Ausgangspunkt der Reise, dem Westen, gegenüber. Immer wieder drängten sich – nicht nur hier, in ganz Polen – Sinneseindrücke von Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszuständen auf, die die augenblickliche und tatsächliche mitteleuropäische

Stunde, die in diesem Moment gerade geschlagen haben dürfte, vergessen ließen. Manchmal war es, als habe deutsches Wehrmachtsmilitär, einquartiert im noch nicht ganz verblichenen Glanz des gebuchten Hotels am Bahnhof, eben noch die Tür des Nebenzimmers zugeschlagen. Das Echo hatte man noch im Ohr. Die Erscheinung deutscher Soldaten des Zweiten Weltkrieges hätte möglicherweise die Wahrnehmung, die man von dieser und anderen polnischen Kleinstädten gewinnen konnte, eher komplettiert als erschwert. Noch immer reist man im Gefühl einer nur hier, an diesem Ort und unter diesem Meridian bewahrten, rückwärts gewandten Wirklichkeit. Rzeczpospolita Polska, Sommer 1939. Karl Schlögel spricht von Treppen, die seit 1917 nicht repariert wurden.³ Und geht man mit Helene Deutschs, der Assistentin Sigmunds Freuds, Aufzeichnungen durch Przemyśl, mit ihrer „Selbstkonfrontation“⁴, den Erinnerungen ihrer an diesem Ort verbrachten Jugend und erfahrenen ersten Liebe, ihre tatsächliche Erscheinung, die wahre und wirkliche Begegnung mit der Autorin in Person würde gewiss nicht schockieren, nur erstaunen, überraschen, weil doch wenigstens einzuordnen, weil insgeheim erwartet; erhofft vielleicht. Während doch ihre physische Leibhaftigkeit in unseren Breiten und unter dem Regime unserer Licht- und Stahl-Glanzzeit wahrscheinlich Fremdkörper bliebe und richtungslose Erscheinung.

Dieses Gefühl, diese Stimmung, diese – im neuen Polen der Nachwende- und Europazeit allerdings mit stark abnehmender Tendenz – zu machende Erfahrung, sich zeitlich ein gutes halbes Jahrhundert zurückbewegt zu haben, verlässt einen nicht einen Augenblick auf der langen Reise von Krakau über Lemberg nach Czernowitz. Und sie wird einem auch nicht genommen, solange man sich in der Bukowina aufhält. Dort ganz bestimmt nicht. Hieße das Ziel Kischinew oder Bukarest, zwei von der Moderne und ihren östlichen Exekutoren, Sowjetismus und Conducator, massakrierte und gezeichnete Städte, man würde sofort auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt. In Bukarest

UKRAINISCHER STADTPLAN der Czernowitzer Innenstadt aus dem Jahr 2004: Die ehemalige Bahnhofstraße im Norden heißt inzwischen Gagarin-Straße, die Siebenbürger-Straße zum Volksgarten (jetzt Schewtschenko-Park) im Südosten wurde zur Hauptstraße, das Wohngebiet neben dem ehemaligen Austria-Platz (Soborna-Platz) trägt den Namen Lenin-Viertel.



etwa findet man das Baraschaeum, das ehemalige jiddische Theater – wie die letzten Reste der Altstadt überhaupt –, inmitten kleiner Wüsten aus Trümmern und von Radladern eingeebneten Brachen. In Kischinew nehmen sich die Überbleibsel der einzigartigen historischen Bebauung, dieses sonderbar flach-ebenerdig schtetthafte der alten Stadt, das quadratische Karree, wie verlorene Inseln in einem Meer moderner, vielstöckiger Allerweltskubaturen aus. Ob man das Haus Chaim Nachman Bialiks, des Schöpfers der *Schchite-Schtot* und „größten Poeten der modernen hebräischen Sprache“⁵, je dort finden würde, es wäre die Suche wert.

Anders die Bukowina. Hier findet man alles. Warum Czernowitz den Angriffen, nicht der Kriege, sondern den Verheerungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entging, müsste erst noch geklärt werden. Und warum auch die kleinen Ortschaften davongekommen sind: ein Wunder an sich. Deshalb lohnt die Bukowina. Äußerlich alles unverändert. Geschichte und ihre Geschichten, sie sind physisch nachvollziehbar. Zahllose Dichter dieser Provinz, viele ihrer Denker und Künstler, ein Großteil ihrer ehemaligen Bürger sind momentan nicht anwesend. Diese Menschen – es sind vor allem und hauptsächlich die Juden, die bis zum Zweiten Weltkrieg wirtschaftlich und kulturell das wichtigste Bevölkerungskomplement der Stadt darstellten –, diese Menschen fehlen wie unentschuldigt. Es lässt sich nicht sagen, wo sie sich aufhalten. Natürlich in ihren Büchern, in ihren Werken, in ihren Erinnerungen, in ihrer Literatur, in den Archiven. Mit diesen Dingen sind sie unsichtbar um einen. Als ob nur vorübergehend evakuiert.

Mit dem Bewusstsein ihrer Existenz, mit der Kenntnis ihrer kulturellen Leistung und mit der Erinnerung an das Schicksal, das sie durchlebt haben, gibt man sie der Stadt zurück. Das gar nicht alte Czernowitz scheint nur darauf gewartet zu haben, sie wieder bei sich aufzunehmen. Diese Menschen gehören hierher. Mit einem Poem der Ausländer, gelesen im Flur des Hauses mit

der Nummer 57 der Morariugasse, ist es, als ob die Dichterin wieder in ihr Geburtshaus einzöge. Mit Dorothea Sperber-Sellas Schilderung ihrer Erkrankung im Herbst 1926, da war sie sieben und wohnte in der Russischen Gasse, mit ihrer kleinen Erzählung von den Ereignissen an der winzigen Bahnstation in Hliboka im Sommer zuvor⁶, ist man mitten im Czernowitz der Zwanziger, in der Bukowina der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Der Saal des Bauhandwerkervereins, Dreifaltigkeits-, Ecke Stefaniegasse, in dem 1919 die Eltern Paul Celans ihre Hochzeit feierten, hat alle Jahrzehnte des geschichtlichen und gesellschaftlichen Auf und Ab unbeschadet überstanden. Czernowitz hat uns nicht verlassen. Es ist gewiss ein schwierigeres Unterfangen, das viel jüngere Berlin der Nachkriegszeit, in dem etwa Gottfried Benn gelebt und gearbeitet hat, aufzuspüren – denn das ist im Zuge der rastlosen und Jahrzehnte währenden Metamorphosen dieser Metropole einer kompletten Amnesie anheim gefallen – als das Czernowitz der Zwanziger und Dreißiger der Rose Ausländer.

SCHWIERIG, WENN NICHT gar aussichtslos ist die Erkundung der Stadt ohne einen tüchtigen Stadtplan. Über den besten von allen verfügt das Kriegsarchiv des Österreichischen Staatsarchivs. Er erschien 1912 im Verlag Leon König, Czernowitz, und wurde vom Ingenieur Ludwig West verfasst. Auf ihm findet man nicht nur die sogenannten neuen, weil um die Jahrhundertwende aktualisierten deutschen Straßenbenennungen, sondern auch Höhenzahlen, Flurstücke und detaillierte Liegenschaften. Das ist nicht unwichtig für einen gezielt topographischen wie kulturhistorischen Einstieg in die Stadtgeschichte. Dazu verfügt der Plan über ein ausführliches Straßenverzeichnis, und er liefert Nachweise und Suchhilfen für Kasernen, Spitäler, Unterrichtsanstalten, Behörden, Betriebe, Hotels, Schulen und Fabriken. Auch die meisten Hausnummern sind auf ihm verzeichnet. Das Geburtshaus Paul Celans, die Nummer 5 der Wassilkogasse, allerdings wird man

darin vergeblich suchen. Das Haus war 1912 noch nicht errichtet. Auch fehlen Gassen im historischen Stadtkern, zum Beispiel die spätere Wulica Clary Zetkin, in der bis vor einigen Jahren noch die über 93-jährige letzte jüdische Czernowitzerin mit deutscher Muttersprache, Rosa Roth-Zuckermann, lebte, und man sucht vergeblich die Gassen zwischen der Neuweltgasse und der Bräuhausgasse, die zum einstigen Ghetto gehörten, das hier nach dem Einmarsch der Rumänen und Deutschen 1941 eingerichtet worden war. Auch sie sind Schöpfungen der Rumänenzeit.

Ohne die in der Stadthistorie eingespielten deutschen Straßenbenennungen ist die topographische und kulturhistorische Orientierung ohnehin kaum zu schaffen. Flaniermeile – dies nur ein Beispiel – ist heute die Kobyljanskastraße, ukrainisch – und auch schon zu

Sowjetzeiten – (w)ulica Olgi Kobyljanskoi, rumänisch Strada Iancu Flondor, zu K.u.k.-Zeiten Herrengasse, ein Fußgängerparadies, flankiert von Häuserzeilen, an denen unverändert Hopfen und wilder Wein emporranken. Aber wer sich mit dem alten Czernowitz vertraut machen will, kann wohl mit dem Namen der ukrainischen Dichterin etwas, mit einer Straße dieses Namens aber nur wenig anfangen.

Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs waren „die Straßentafeln dreisprachig: Rumänisch, Deutsch, Ruthenisch (Ukrainisch)“⁴⁷. Im rumänischen Königreich, also ab 1918, wurden sämtliche Benennungen rumänisiert und viele alte Straßennamen durch Bezeichnungen ersetzt, die Bezug auf die rumänische Geschichte und Kultur oder auf die aktuelle rumänische Politik nahmen. Eine der wichtigsten Karten aus dieser Zeit



war der „Planul municipiului Cernăuți“ in der Ausgabe von Leon König. Er erschien in mehreren Auflagen in den Zwanzigern und Dreißigern des letzten Jahrhunderts. Er war zudem Grundlage einer nicht uninteressanten, zugleich suspekten Fassung, die 1941 in Berlin durch das „Reichsamt für Landesaufnahme“ angefertigt wurde⁸. Diese Ausgabe diente als Anlage zur „Militärgeographischen Übersicht über das Europäische Russland“ Dienststellen und Angehörigen der deutschen Wehrmacht und ihren angegliederten Truppenteilen.

1981 gaben die sowjetischen Behörden des Tschernowickaja oblast, des Czernowitzer Gebiets, einen Stadtplan heraus, der hauptsächlich touristische Bedürfnisse befriedigen sollte. Erstaunlich, wie gefällig er sich darauf einstellt. Tankstellen sind darin verzeichnet, ebenso Museen, Badeanstalten, Cafés und Kinos. Eine heitere, eine unbeschwertere Welt. Selbstverständlich findet man alle Bus- und Trolleybuslinien, Sportstätten und Parks, natürlich auch einen Kalininpark, den wir nur unter seinem alten Namen „Volksgarten“ kennen.

Heute ist dieses Kartenwerk vollkommen ins Epische verdrängt, obwohl es vielen Czernowitzern einmal für die ganze Wahrheit stand. Und längst sind die dilettantisch und oft handgezeichneten Pläne aus den ersten Jahren nach der Unabhängigkeit der Ukraine professionellen Produkten gewichen. Im Frühjahr 2005 ist es absolut nicht schwierig, an Ort und Stelle für ein paar Griwny einen der neuesten Stadtpläne zu erstehen und sich topographisch auf das Sprachterrain des Ukrainischen zu begeben, wenn man sich nicht überhaupt entschließt, Czernowitzer Stadtpläne aus dem Internet herunterzuladen.

IN DIESEM HAUS in der ehemaligen Morariugasse (heute Peter-Sagaidatschny-Straße) wurde die Dichterin Rose Ausländer am 11. Mai 1901 geboren. Zu ihrem 100. Geburtstag brachte man eine zweisprachige Gedenktafel neben dem Eingang an.

MIT DER DEUTSCHEN Sprache und dieser schon so lange versunkenen Stadt am Pruth – weit im Westen der heutigen Ukraine und ebenso weit im Osten unserer Vorstellungen vom europäischen Kulturkreis – und mit dieser fernen Provinz hat es ja seine besondere Bewandnis. Ohne das Erbe dieser Sprache wäre der Rang, den die Existenz der Stadt im kulturhistorischen Gedächtnis Mitteleuropas einnimmt, ein völlig anderer. Dies gilt namentlich für den deutschen Sprachraum, aber auch für den winzigen und unablässig schwindenden Teil der israelischen Bevölkerung und der jüdischen Diaspora mit deutscher Muttersprache. Wenn schon in den genannten Denk- und Sprachräumen und mit zunehmender Tendenz ein evidenten Interesse für die Stadt und diese Gegend bescheinigt werden kann, wird es nicht gleichgültig sein, welches Idiom es war, das als



Umgangs-, Amts- und Verkehrssprache und obendrein Lingua franca für den europäischen Osten galt, auch nicht die Tatsache, dass in der Bukowina zwar eine ganze Familie von Sprachen existierte, deren Mitglieder nebeneinander und parallel im Gebrauch waren, dem Deutschen aber die präferierende Rolle zufiel. Wenn man ferner einräumt, dass eine regional- und lokalspezifische Identitätsfindung des Menschen, sein kulturelles Selbstverständnis nicht zwingend, aber doch vornehmlich über die Sprache geleistet wird, sich das Bedürfnis nach kultureller und sprachlicher Zugehörigkeit und Standortbestimmung hier – aus welchen Gründen auch immer – am Deutschen festgemacht

hat, wird das späte, aber wachsende Interesse an diesem Ort durchaus begreiflich. Deutsch konnten sie alle, die Bürger der Bukowina, vor allem die Juden. Und die wenigen, die überlebt haben, sie können es noch immer.

Dieser Befund reicht ein gutes Stück über die Einsicht hinaus, dass Czernowitz und die Bukowina als Beispiel für das friedliche, zivilisierte und weitgehend nach rechtsstaatlichen Überzeugungen organisierte Zusammenleben verschiedener Völker mit verschiedenen Sprachen unter verschiedenen Glaubensbekenntnissen auf überschaubarem Raum haben gelten dürfen. Immerhin war die Provinz nicht viel größer als das heutige Saarland.



DAS EHEMALIGE JÜDISCHE NATIONALHAUS am Theaterplatz, wo eine Statue der ukrainischen Dichterin Olga Kobyljanska das Schillerdenkmal verdrängt hat. Rechts im Bild das rumänische Kulturzentrum.

Der Befund ist in Wahrheit – zumindest in Richtung auf besagtes Interesse und Engagement – viel virulenter als alle theoretischen Ansätze zum Wesen der Multikulturalität, die wohl ein allgemeines, supralinguales und politisch-kultargesellschaftliches Interesse für diese oder irgendeine andere Landschaft der Welt legitimieren⁹, emotionale Nähe und innere Verbundenheit dem Speziellen, dem Besonderen, dem qua Schicksal angeeigneten geographischen Raum gegenüber aber weder herstellen und fördern noch tragen oder dafür eine Erklärung liefern wollen.

Mit diesen Ansätzen sollte man auf der Hut sein, um die Geschichte der Bukowina und das Anliegen dieses Geschichtsraums nicht in ein wertfreies Forschungs- und Wissenschaftsgeflecht zu verorten und zugleich zu verkennen, dass diese Dinge auch und jederzeit – poetisch formuliert – als eine an uns gerichtete „Flaschenpost“ verstanden werden dürfen, die „irgendwo und irgendwann an Land gespült wird, an Herzland vielleicht“¹⁰.

Andererseits stützt der genannte Befund einen Sprachpatriotismus, der nicht erst heute hinterfragt werden sollte und sich vor allem hart am Phänomen stößt, dass gerade die Juden der Bukowina sich des Deutschen befeißigt haben und dass es der Klärung bedarf, welches die Bedingungen für diese vielleicht kuriose, ja einmalige Konstellation waren und warum sie schließlich zertrümmert wurden. Israel Chalfen, der bekannte Celan-Zeitgenosse und -Biograf, spricht von einer „Landschaft, die anderthalb Jahrhunderte eine Heimstätte jüdisch-deutscher Symbiose“ war, und er spricht von „Czernowitz als einer jüdischen Stadt deutscher Sprache“.¹¹

Was über das einfache Bedürfnis hinausweist, sich in diesen Tagen auf einer Reise durch die Bukowina gegebenenfalls mit den Menschen vor Ort auf Deutsch verständigen zu können – immer wieder überraschend, wie oft das gelingt –, stößt die Tür auf zur Besichtigung eines geschichtlich gesehen recht exotischen, nicht minder flüchtigen Gebildes. Für den Zugang zu einem



DENKMAL FÜR PAUL CELAN in der Nähe seines Wohnhauses an der Hauptstraße unweit des Schewtschenko-Parks.

großen Teil der Literatur über die Landeskunde, zur Literatur als künstlerische Kategorie sowie zur praktischen und Fachpublizistik der Bukowina ist die deutsche Sprache sogar unabdingbar, bildet einen unentbehrlichen Schlüssel für Wissenschaft und Forschung. Die gemeinsam gesprochene Sprache – unsere heutige und die des Vorkriegs-Czernowitz – ist das Vehikel zu einem originären, subtilen, historisch unerlässlichen Zugang zum Verständnis der inneren Verhältnisse und geistigen Verfassung einer ukrainisch-ruthenischen, rumänischen, polnischen, jüdischen, deutschen, letztlich also multiethnischen Landschaft östlich der Karpaten,

der einem anders verwehrt bliebe; oder auf Dauer der Gleichgültigkeit preisgegeben.

Mit dem Deutschen erschließt sich ein Teil der griechisch-orthodoxen Fachliteratur zu Fragen der Theologie und zur klerikalen Glaubenspraxis der europäischen, also auch bukowinischen Ostkirche in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Die Arbeiten, Vorlesungen und Publikationen der Lehrstühle der griechisch-orthodoxen theologischen Fakultät der Czernowitzer Universität erschienen in deutscher Sprache,¹² wie auch – in ganz anderem Zusammenhang und an anderem Ort – die innerjüdischen Konflikte maßgeblich in dieser Sprache ausgetragen wurden. Der Streit um die

Zukunft des Judentums in der Bukowina, zwischen jüdischer Orthodoxie, der aufklärerischen Haskalah und der Assimilation, zwischen patriotisch-loyal, zionistisch und sozialdemokratisch-bundistisch-jiddisch, wurde kulturell auf einem Sprachfeld ausgetragen, das weit über die Bukowina hinausreichte und für dessen Bestellung nicht zuletzt die Wiener Administration verantwortlich zeichnete.

So gab es in der Bukowina unter vielen legendären Zeitschriften und Periodika die *Bukowiner Rundschau*, die in vehementer Form gegen die Gründung der Hasmonäa, einer zionistischen Czernowitzer Studentenverbindung, auftrat und eine Schwächung der deutsch-



GEBURTSHAUS VON PAUL CELAN in der ehemaligen Wassilkogasse (heute Saksahansky-Straße) Nr. 5. Links neben dem Eingang verweist eine Metallplakette in Form eines aufgeschlagenen Buches auf den Dichter.



NUR NOCH EINE von ehemals über 70 Synagogen der Stadt wird von der jüdischen Gemeinde als Gotteshaus genutzt. Das kleine Gebäude in der ehemaligen Brauhausgasse liegt außerhalb des Stadtzentrums in der Nähe des Geburtshauses von Paul Celan.

nationalen Front befürchtete. „Unser Platz ist an der Seite der Deutschen – in diesem von vielen Nationen bewohnten Lande...“¹³ Daneben existierte in der Bukowina die *Selbstwehr* Benno Strauchers und die zionistisch ausgerichtete *Ostjüdische Zeitung* Mayer Ebners, Blätter, die nicht selten im Mittelpunkt engagierter journalistischer Fechtereien mit den habsburgischen und später rumänischen Behörden standen. Ihre opponierenden Partner rekrutierten sich aber auch nicht selten aus den eigenen Reihen. Über Jahrzehnte bildeten das *Czernowitzer Tagblatt*, die *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* und das *Czernowitzer Morgenblatt* die Standardlektüre des jüdisch-liberalen, bürgerlichen und eben deutschsprachigen Czernowitz.

„In den Städten und im Kampf gegen die Assimilation und in der Durchsetzung der national-jüdischen Grundsätze musste man sich in Galizien der polnischen und in der Bukowina der deutschen Sprache bedienen.“¹⁴ Das Deutsche, dies sei hier angemerkt zur Erläuterung des sprachlichen Tableaus, auf dem die politische Bühne eröffnet war, bildete das Verständigungsinstrument für den um die Jahrhundertwende erwachten und dann in den Folgejahrzehnten stark anwachsenden Zionismus.

Erinnert sei an den ersten Zionistenkongress 1897 in Basel, zu dem die Bukowiner Juden mit den Delegierten Isak Schmierer, Mayer Ebner und Leo Picker ihren Beitrag leisteten, oder – gesamtjüdisch betrach-

tet – an Theodor Herzls „Judenstaat“ und Leo Pinskers „Autoemancipation“. Über das Deutsche fand die Judentum Europas wie eben auch die der Bukowina ganz selbstverständlich Zugang und Anschluss an das Ringen der Juden um die Formulierung und Gestaltung ihrer gesellschaftlichen, schließlich staatlichen Zukunft.

„Das Deutsche“, so David Sha'ari in einer Arbeit über das jüdische Czernowitz, „gewann [...] in allen Bereichen des jüdischen öffentlichen Lebens an Boden. Seit 1857 begann Oberrabbiner Elieser Igel seine Predigten in der Großen Synagoge auf Deutsch zu halten [...] Auch unter den Rumänen behielten die Juden von Cernăuți ihre Verbundenheit mit der deutschen Sprache und Kultur bei.“¹⁵

Die Ursachen dafür liegen auf der Hand. Sie gründen sich im Wesentlichen in der ethnischen Vielfalt, die für die Bukowina prägend war. Zum einen gab es nirgends sonst in der Monarchie noch einmal und in dieser Ausprägung das Phänomen eines friedlichen, weitgehend spannungsfreien Auskommens konkurrierender Ethnien und Sprachgruppen miteinander, die sich alle in relativer Minderheit zueinander befanden. Zum andern konnte sich keine von ihnen als Titularnation gerieren und eine absolute Mehrheit über die anderen Teilvolumina der Landesbevölkerung erringen. Aus diesem Sachverhalt resultierte bis zum Ende des Ersten Weltkriegs eine eher indifferente kulturpolitische Balance.

Sie ließ ein Kräftevakuum entstehen, aus dem heraus die Reichshauptstadt, das ferne Wien, eine politische Option formte, die sowohl die eigene Administration als auch die Bukowiner Landesverwaltung zu nutzen und zu füllen verstand. Was hier sprachlich auf dem Wege behördlicher wie legislativer Direktiven aus dem Machtzentrum des Reichs sowie landes- und verfassungsrechtlicher Lenkung der Provinz selber seinen Eingang gefunden hat, das Deutsche nämlich, schlug sich aufgrund provinzwweiten Gebrauchs in Dominanz und kultureller Vorrangstellung nieder.

Nach 1918 sank aufgrund der umfassenden, von Bukarest gezielt gesteuerten Rumänisierung das Deutsche für die überwiegende Mehrheit der Bukowiner Bevölkerung rasch zur Bedeutungslosigkeit herab. Allerdings nicht für die Deutschen. Und nicht für die Juden. Auf welche Sprache hätten sich die beiden Bevölkerungsgruppen jetzt verständigen sollen? Für die Juden bildete das längst adaptierte Deutsch, das sich aufs Innigste mit dem Verlauf ihrer gesellschaftlichen Emanzipation und kulturellen Assimilation verband, die private geistige Rückzugssphäre aus dem nicht selten strapaziösen Alltag. Überdies stellte es die intellektuelle Tiefe für einen strategischen Raum zur Verfügung, aus dem heraus jene mit erstaunlicher Insistenz ihre politische Auffassung und ihren Standpunkt in praktischer und zivilrechtlicher Hinsicht publizistisch-öffentlich vortrugen. Mit Hilfe der deutschen Sprache unternahmen die Juden des Landes zumindest den Versuch zur geistigen Behauptung gegen die allgemeine Repression, die allumfassende Rumänisierung und anwachsende Beschneidung der sozialen und rechtlichen Erwerbungen aus der Kaiserzeit und gegen die längst eingesetzte Perforation des sozialen Standards. Der rasche zivilrechtliche und rechtsstaatliche Abstieg, den die Juden des Landes zwischen den beiden Weltkriegen hinzunehmen hatten, lieferte dazu die Motivation. Mit der deutschen Sprache bewahrte man über den ernüchternden und zermürbenden Alltag hinweg wenigstens in der Sphäre des Privaten die Fiktion einer Prolongation der Vorkriegsverhältnisse und schuf sich auch auf halbstaatlicher Ebene, in Vereinen und Verbänden etwa, Zustände und Rechtspositionen, wie sie vor dem Krieg Allgemeingut waren.

Und die Juden hielten auch noch zu der von ihnen adaptierten Sprache, als sie – die wenigen – aus den Lagern Transnistriens zurückgekehrt waren und vom ganzen Umfang der Gräueltaten an ihrem Volk und ihren Landsleuten erfuhren; als sie nach den Jahren der Deportation ihre Heimatstadt betraten; sich anschickten, endgültig und für immer ihren Abschied zu nehmen.

„Erreichbar, nah und unverloren“ – so Paul Celan in seiner Bremer Rede von 1958 mit durchaus nicht unbedeutendem kollektivem Anspruch – „blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache. Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz allem. Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, ‚angereichert‘ von all dem.“¹⁶

Das Verschwinden, das Abhandenkommen dieser Sprache aus dem gesicherten geographischen Raum, als handele es sich um das Entweichen eines chemischen Elementes aus einem geschlossenen Gefäß und sei schließlich nur noch in Spuren nachweisbar, auch das ist ein Baustein, der zum Mythos dieser Stadt beigetragen hat.

FÜR DAS KENNENLERNEN und die Beschäftigung mit Czernowitz und der Bukowina bringt man also, aus dem deutschen Sprachraum kommend, nicht die schlechtesten Voraussetzungen mit. Unter diesem As-



FÜR DEN TOURISMUS werden die Gebäude und Plätze aus der österreichischen Zeit inzwischen aktiv vermarktet, während zu sowjetischer Zeit auf den Postkarten vorrangig Neubauten abgebildet waren.

pekt gewinnt aber auch eine Frage Bedeutung, mit der der Leser historischer und aktueller Publikationen zur Landeskunde der Bukowina häufig konfrontiert wird: Wie wichtig, wie unerlässlich es ist, ukrainische, polnische, rumänische und jüdische Personen- und Ortsnamen – wissenschaftlich und international verbindlich transkribiert – in der Literatur zu etablieren, die Bukowiner Kulturgeschichte sprachwissenschaftlich auf ein breiteres und verlässlicheres Fundament zu stellen und der allgemeinen, eher zunehmenden Konfusion in dieser Angelegenheit Richtung und Grenzen aufzuzeigen?

Durch die in der Fachliteratur oft unbekümmert gehandhabte Ablösung aus der germanisierenden und polonisierenden Schreibung von Dorfnamen und politischen Begriffen, wie sie bei Behörden, aber auch im privaten Leben und in der Literatur über anderthalb Jahrhunderte anzutreffen ist, gerät die Betrachtung des Landes in ein schiefes Licht. Wenn dieser Prozess dazu führt, die tradierte Schreibweise der Namen ganz und gar aus dem kulturellen Gedächtnis zu streichen oder um die schier unerschöpfliche Zahl neuer, eigener Kreationen zu erweitern, wird Geschichte geklittert. Das anglierte *Vizhnits* (Wischnitz) etwa gibt es nicht und diese Schreibweise ist nichts als eine Erfindung aus der Not orthographischer und phonetischer Verlegenheit, nicht anders das gelegentlich anzutreffende *Tschernowitz* im deutschen oder *Chernovits* im amerikanischen Sprachraum.

Dabei ist durchaus empfohlen, für die Polonisierungen das ältere historische Recht zu reklamieren, war das Polnische doch „eine der ehemaligen Kanzleisprachen im moldauischen Fürstentum“¹⁷. Im Zweifelsfalle – aber wirklich nur da – lieber mehrsprachig, aber natürlich unter Ausschluss von Neuschöpfungen und orthographischen Verirrungen. Dies sollte für alle Nationen gelten, die sich einmal im Czernowitzer Sprachkarussell gedreht haben.

Was ist übrig geblieben vom Deutsch in dieser Stadt? Von dem, was wir an Ort und Stelle lesen und



VOM EINSTIGEN KRIEGERDENKMAL, das 1901 zum 200. Jubiläum des 41. Infanterieregiments errichtet worden war, blieb lediglich der gesprengte Sockel erhalten. Er trägt die Inschrift: „Die dankbare Bukowina den auf dem Felde der Ehre Gefallenen“.

greifen können? Von den physischen Insignien der deutschen Sprache? Natürlich ein Teil des Interieurs, der Stadtmöbel: Hunderte Kanaldeckel mit der Aufschrift *Stadtmagistrat Czernowitz*, oder *Pittel & Brausewetter, Wien*, dann *Wasserwerk Czernowitz, Armaturen & Maschinenfabrication Actiengesellschaft, vormals J. A. Hilpert Wien*, in Hauseingängen attraktive Fliesenarbeiten mit dem Hinweis – in schönster Desdemona – *Wandverkleidung Leon Schrenzel Czernowitz* bis hinunter zu elektrischen Verteilerkästen von *Siemens & Halske*. Noch immer führt eines der *Durchhäuser* zu den *Pawlatschen* in der Rathausstraße den Schriftzug *Kisslinger Hof*.

Das Kriegerdenkmal, gewidmet den Soldaten des in Czernowitz stationierten Infanterieregiments Erzherzog Eugen Nummer 41, errichtet 1901, zum 200. Jahrestag seines Bestehens, trägt noch immer gut lesbar die Inschrift: *Die dankbare Bukowina. Den auf dem Felde der Ehre gefallenen Angehörigen des Infanterieregimentes Erzherzog Eugen Numero 41*. In einer Dezenbernacht des Jahres 1949 wurde der etwa acht Meter hohe Obelisk, auf dem einst der österreichische Doppeladler thronte, von den Sowjets zerstört. Aber der in zwei



KANALDECKEL zeugen von der wechselvollen Geschichte der Stadt Czernowitz: Österreichische Fabrikate aus den Jahren des Kanalisationsbaus 1907–1912, rumänische Abdeckungen aus den 1920er und 1930er Jahren, sowjetische Modelle aus der Nachkriegszeit.



Hälften geteilte, rötliche Granitsockel mit der besagten Inschrift – dazu in antiquiertem Rumänisch und Ukrainisch – hat sich erhalten. Weder hatte man den Willen oder die Aufmerksamkeit noch die Kraft oder das Geld, hieran etwas zu ändern. Neu ist das vom „Verein zur Verschönerung der Stadt Czernowitz“ 1998 wiedererrichtete Denkmal für Kaiser Franz Joseph I. Man findet es auf der Rückseite der Habsburghöhe. Behaftet mit einer verzeihlichen grammatikalischen Ungenauigkeit (und der mitunter anzutreffenden eigenwilligen Schreibweise von Josef statt Joseph) heißt es dort: *Zur ewigen Erinnerung an glorreiches 60. Regierungsjubiläum Seiner Apostolischen Majestät des Kaisers FRANZ-JOSEF I 1848-1908*. Errichtet vom „Verein zur Verschönerung der Stadt Czernowitz“ Renoviert im August 1998.

Dann der trigonometrische Messpunkt auf der Rückseite und im Garten der Universität: Als dieser fungiert das Denkmal für Josef Hlavka, Erbauer der Erzbischöflichen Residenz. Dort ist zu lesen: *275 Meter über N[ormal] N[ull]. Gradmessung 1875*. Gelegentlich scheint es, als habe in dieser Stadt eine endlose Zahl von Inschriften, Erinnerungstafeln und Schriftzügen die Jahrzehnte seit 1918 mühelos überstanden.

Zuletzt sei des Archivs der Stadt gedacht. Behaust in den Gewölben, Wendeltreppen, Hinterzimmern und Kammern, einquartiert in mit muffigem Papier voll gestopften Kabäuschen der ehemaligen Jesuitenkirche, der Herz-Jesu-Kirche am Ferdinandsplatz, gegenüber der Splenygasse und in unmittelbarer Nachbarschaft zum großen Stadtbasar, ist es unschwer zu finden. Dieser Ort wartet unter anderem mit dem gesamten Zeitungsbestand auf, der sich seit der Mitte des vorletzten Jahrhunderts dank des überaus fleißigen publizistischen Bemühens von Privatleuten, Zeitungsredakteuren und Verlagsinstitutionen angehäuft hat. Dazu existiert eine schier unerschöpfliche Zahl amtlicher Dokumente aus dem behördlichen Schriftverkehr, also Bürgerlisten, Straßenverzeichnisse, behördliche Verfügungen, amtliche Schreiben, Liegenschaftspläne, notarielle Beglaubigungen und Schulzeugnisse aus Kaiserzeit und Rumänenära, dass man aus dem Stau-



DENKMAL für den Kaiser von Österreich und König von Ungarn im Park der früheren Habsburghöhe hinter der Bischöflichen Residenz (heute Universität).

nen nicht herauskommt. Ein heller Lesesaal lädt zum Studium ein, jedermann hat Zugang.

Nicht unterschlagen werden dürfen die Friedhöfe der Stadt, vor allem die beiden alten, der christliche und der jüdische. Sie warten mit einer schier unermesslichen Zahl von Zeugnissen in den Sprachen und Schriften auf, die noch vor dem Zweiten Weltkrieg in der Bukowina gesprochen und geschrieben wurden. Von den Sprachen finden sich auf den Grabsteinen schnell ein halbes Dutzend, von den Schriften drei: lateinisch, kyrillisch, hebräisch. Nirgendwo sonst spiegelt sich auf überschaubarem Raum und in problemloser Erreichbarkeit die einst ethnische und sprachliche Vielfalt des Landes deutlicher als hier. Das gilt auch für

die große Zahl der Friedhöfe draußen auf dem Land. Sadagora, Wiznitz, Czudyn, Berhomet. Für wenigstens einen der berühmten Friedhöfe, die ja nicht immer die jüdischen sein müssen, sollte man sich Zeit nehmen. Und es gibt die Menschen. Immer wieder erstaunt es, wie freundlich, offenherzig und hilfsbereit sie einem begegnen und zumindest über rudimentäre Kenntnisse unserer Sprache verfügen.

Wer ist schon mit der Sprachkompetenz gesegnet, wie sie eigentlich für das Begreifen, für das Erschließen dieser Stadt und für das historische wie kulturelle Verständnis dieses kleinen Landes erforderlich, am Ende sogar unabdingbar ist? An erster Stelle steht heute das Ukrainische, keine Frage. Tscherniwzy (Černivci) spricht Ukrainisch. Aber auch Kenntnisse des Russischen sind notwendig, seit über 60 Jahren herrscht das Kyryllische vor. Der größte Teil der Literatur des Landes erschien nach dem Zweiten Weltkrieg in russischer Sprache, ebenso war Russisch die Sprache des Verkehrs, der Partei, der Politik und der Verwaltung, der Straße. Taucht man tiefer in die Stadtgeschichte, muss man sich auf die lateinische Schrift umstellen und sich mit dem Rumänischen vertraut machen. Die Südbukowina spricht und sprach Rumänisch, vor dem Zweiten Weltkrieg aber ebenso gut Deutsch.

150 Jahre stand das Deutsche an maßgeblicher Stelle. Daneben gab es aber auch das Polnische und vor allem das Jiddische und die hebräische Schrift. Erinnert sei an die Jüdische [Jiddische] Sprachkonferenz von 1908, die ausgerechnet hier stattfand, in der Bukowina, in Czernowitz, die erste und einzige ihrer Art überhaupt. Im jüdischen Nationalgebäude durfte nicht getagt werden, eine Folge des innerjüdischen Streits, aber das Musikvereinsgebäude konnte genutzt werden und das ukrainische Narodni Dim. Auch Hebräisch selbst spielte eine nicht unbedeutende Rolle und spielt es wieder. So gesehen verfügen – zumindest hier im Westen Europas – wahrscheinlich nur sehr wenige Menschen über die Sprachkompetenz, die den hohen Anforderungen gerecht wird, sich mühelos, ohne

Übersetzungshilfen, im Verhältnis eins zu eins in den Originaldokumenten, Quellen und Belegen zur Landesgeschichte und ihrer Literatur zurechtzufinden oder mit einem vertieften Verständnis der wechselvollen Geschichte dieses Landes zu begegnen.

DER MYTHOS DER Stadt, die Legende, die sich um sie rankt, speist sich zu einem nicht unerheblichen Teil aus den Verlusten, Verwerfungen und Brüchen, von denen die „ehemalige Provinz der Habsburgermonarchie“ und ihre überschaubare Kapitale betroffen wurden. In ganz besonderem Maße gilt das für die Bevölkerung, die Menschen, die Einwohner dieser „Gegend“, denen ausnahmslos ein tragisches Schicksal beschieden war. Zugleich wird der Mythos gestützt aus dem negativen Ergebnis eines Wert- und Bedeutungsvergleichs zwischen den Verhältnissen, wie sie in der Monarchie herrschten, und denen der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Und dieser Niedergang an Rang, an Geltung und innerer Unversehrtheit, den Stadt und Provinz im geschichtlich einzuhegenden Zeitraum erfahren haben, das ist von 1914 bis 1991, resultiert aus fünf großen historischen Katastrophen. Diese haben nicht allein durch ihr Ausmaß, ihre Tiefe und Dimension, sondern zugleich durch das Muster von Abfolge und Aneinanderreihung ihre verheerende Wirksamkeit entfaltet. Sie haben Landschaft und kommunales Wesen in den Fundamenten erschüttert und an den Rand ihrer Existenz gebracht.

Eröffnet wurde die Reihe der Tragödien vom Ersten Weltkrieg, in dem Czernowitz mehrmals zwischen die Fronten des in den letzten Zügen liegenden Zarenreichs und der Habsburgermonarchie geriet. Es folgte als zweites Habsburgs Untergang 1918 und die Besetzung der Bukowina durch rumänisches Militär am 11. November des gleichen Jahres. Von Beginn an schlug Bukarest einen rigiden Kurs der Rumänisierung ein. Bei aller Vorsicht, die man den Analogien und Entsprechungen historischer Ereignisse angedeihen lassen sollte, geraten im Zusammenhang mit den Vorgängen in



BLICK ÜBER DIE STADT mit der restaurierten orthodoxen Kirche im Zentrum.

der Bukowina doch hin und wieder Entwicklungen, Ereignisse und Phänomene aus einer ganz anderen Ecke des zusammengebrochenen Habsburgerreiches ins Blickfeld, die Südtirols nämlich.

Hier wie dort wurde von einem der romanischen Hemisphäre Europas zuzurechnenden Staat eine habsburgische Provinz einverleibt, ohne dass diesem Akt die eigentliche militärische Eroberung oder Besetzung vorangegangen wäre. Vielmehr geschah die Besitznahme im Zuge militärischer Erschöpfung des Gegners, in der Atmosphäre des politischen Vakuums und aufgrund völkerrechtlicher Entscheidungen und Beschlüsse der Verhandlungsführer während der Pariser Vorortverträge. In beiden Provinzen wurde im Anschluss an die militärische Besetzung eine forsche Romanisierung betrieben. Dazu gehörte insbesondere die Unterdrückung und Kriminalisierung der deutschen Sprache, aber auch der zügige Austausch der

Beamtschaft und staatlichen Funktionsträger. Hier wie dort, in Rumänien wie in Italien, gewannen nationalistische und faschistische Strömungen an Vitalität und Virulenz. Sie lebten sich in einer gegen die gerade einverlebten nationalen Minderheiten gerichteten Aggression aus. Schließlich versuchten beide Staaten, den rechtsstaatlichen und zivilrechtlichen Standard der eingesessenen Bevölkerung einzuengen und zu beschränken, nicht ohne Erfolg. Manfred Reifer, Abgeordneter der Bukowina im Bukarester Senat, hat es in dem monumentalen Werk Hugo Golds über die Geschichte der Juden in der Bukowina so gesagt: „Mehr als zwanzig Jahre – während der ganzen Zeit der Zugehörigkeit der Bukowina zu Rumänien – führten die Juden einen schweren Kampf um ihr Bürgerrecht.“¹⁸

Nach der knapp 22-jährigen Ära zwischen den beiden Weltkriegen, die durch zunehmende politische Unruhe und Nervosität gekennzeichnet war, folgte im

die große Zahl der Friedhöfe draußen auf dem Land. Sadagora, Wiznitz, Czudyn, Berhomet. Für wenigstens einen der berühmten Friedhöfe, die ja nicht immer die jüdischen sein müssen, sollte man sich Zeit nehmen. Und es gibt die Menschen. Immer wieder erstaunt es, wie freundlich, offenherzig und hilfsbereit sie einem begegnen und zumindest über rudimentäre Kenntnisse unserer Sprache verfügen.

Wer ist schon mit der Sprachkompetenz gesegnet, wie sie eigentlich für das Begreifen, für das Erschließen dieser Stadt und für das historische wie kulturelle Verständnis dieses kleinen Landes erforderlich, am Ende sogar unabdingbar ist? An erster Stelle steht heute das Ukrainische, keine Frage. Tscherniwzy (Černivci) spricht Ukrainisch. Aber auch Kenntnisse des Russischen sind notwendig, seit über 60 Jahren herrscht das Kyrillische vor. Der größte Teil der Literatur des Landes erschien nach dem Zweiten Weltkrieg in russischer Sprache, ebenso war Russisch die Sprache des Verkehrs, der Partei, der Politik und der Verwaltung, der Straße. Taucht man tiefer in die Stadtgeschichte, muss man sich auf die lateinische Schrift umstellen und sich mit dem Rumänischen vertraut machen. Die Südbukowina spricht und sprach Rumänisch, vor dem Zweiten Weltkrieg aber ebenso gut Deutsch.

150 Jahre stand das Deutsche an maßgeblicher Stelle. Daneben gab es aber auch das Polnische und vor allem das Jiddische und die hebräische Schrift. Erinnert sei an die Jüdische [Jiddische] Sprachkonferenz von 1908, die ausgerechnet hier stattfand, in der Bukowina, in Czernowitz, die erste und einzige ihrer Art überhaupt. Im jüdischen Nationalgebäude durfte nicht getagt werden, eine Folge des innerjüdischen Streits, aber das Musikvereinsgebäude konnte genutzt werden und das ukrainische Narodni Dim. Auch Hebräisch selbst spielte eine nicht unbedeutende Rolle und spielt es wieder. So gesehen verfügen – zumindest hier im Westen Europas – wahrscheinlich nur sehr wenige Menschen über die Sprachkompetenz, die den hohen Anforderungen gerecht wird, sich mühelos, ohne

Übersetzungshilfen, im Verhältnis eins zu eins in den Originaldokumenten, Quellen und Belegen zur Landesgeschichte und ihrer Literatur zurechtzufinden oder mit einem vertieften Verständnis der wechselvollen Geschichte dieses Landes zu begegnen.

DER MYTHOS DER Stadt, die Legende, die sich um sie rankt, speist sich zu einem nicht unerheblichen Teil aus den Verlusten, Verwerfungen und Brüchen, von denen die „ehemalige Provinz der Habsburgermonarchie“ und ihre überschaubare Kapitale betroffen wurden. In ganz besonderem Maße gilt das für die Bevölkerung, die Menschen, die Einwohner dieser „Gegend“, denen ausnahmslos ein tragisches Schicksal beschieden war. Zugleich wird der Mythos gestützt aus dem negativen Ergebnis eines Wert- und Bedeutungsvergleichs zwischen den Verhältnissen, wie sie in der Monarchie herrschten, und denen der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Und dieser Niedergang an Rang, an Geltung und innerer Unversehrtheit, den Stadt und Provinz im geschichtlich einzuhegenden Zeitraum erfahren haben, das ist von 1914 bis 1991, resultiert aus fünf großen historischen Katastrophen. Diese haben nicht allein durch ihr Ausmaß, ihre Tiefe und Dimension, sondern zugleich durch das Muster von Abfolge und Aneinanderreihung ihre verheerende Wirksamkeit entfaltet. Sie haben Landschaft und kommunales Wesen in den Fundamenten erschüttert und an den Rand ihrer Existenz gebracht.

Eröffnet wurde die Reihe der Tragödien vom Ersten Weltkrieg, in dem Czernowitz mehrmals zwischen die Fronten des in den letzten Zügen liegenden Zarenreichs und der Habsburgermonarchie geriet. Es folgte als zweites Habsburgs Untergang 1918 und die Besetzung der Bukowina durch rumänisches Militär am 11. November des gleichen Jahres. Von Beginn an schlug Bukarest einen rigiden Kurs der Rumänisierung ein. Bei aller Vorsicht, die man den Analogien und Entsprechungen historischer Ereignisse angedeihen lassen sollte, geraten im Zusammenhang mit den Vorgängen in



BLICK ÜBER DIE STADT mit der restaurierten orthodoxen Kirche im Zentrum.

der Bukowina doch hin und wieder Entwicklungen, Ereignisse und Phänomene aus einer ganz anderen Ecke des zusammengebrochenen Habsburgerreiches ins Blickfeld, die Südtirols nämlich.

Hier wie dort wurde von einem der romanischen Hemisphäre Europas zuzurechnenden Staat eine habsburgische Provinz einverleibt, ohne dass diesem Akt die eigentliche militärische Eroberung oder Besetzung vorangegangen wäre. Vielmehr geschah die Besitznahme im Zuge militärischer Erschöpfung des Gegners, in der Atmosphäre des politischen Vakuums und aufgrund völkerrechtlicher Entscheidungen und Beschlüsse der Verhandlungsführer während der Pariser Vorortverträge. In beiden Provinzen wurde im Anschluss an die militärische Besetzung eine forsche Romanisierung betrieben. Dazu gehörte insbesondere die Unterdrückung und Kriminalisierung der deutschen Sprache, aber auch der zügige Austausch der

Beamtschaft und staatlichen Funktionsträger. Hier wie dort, in Rumänien wie in Italien, gewannen nationalistische und faschistische Strömungen an Vitalität und Virulenz. Sie lebten sich in einer gegen die gerade einverlebten nationalen Minderheiten gerichteten Aggression aus. Schließlich versuchten beide Staaten, den rechtsstaatlichen und zivilrechtlichen Standard der eingessenen Bevölkerung einzuengen und zu beschränken, nicht ohne Erfolg. Manfred Reifer, Abgeordneter der Bukowina im Bukarester Senat, hat es in dem monumentalen Werk Hugo Golds über die Geschichte der Juden in der Bukowina so gesagt: „Mehr als zwanzig Jahre – während der ganzen Zeit der Zugehörigkeit der Bukowina zu Rumänien – führten die Juden einen schweren Kampf um ihr Bürgerrecht.“¹⁸

Nach der knapp 22-jährigen Ära zwischen den beiden Weltkriegen, die durch zunehmende politische Unruhe und Nervosität gekennzeichnet war, folgte im



DIESES HAUS aus dem Jahr 1908 ist seit seiner Entstehung nicht mehr renoviert worden. Viele der alten Häuser sind inzwischen vom Verfall bedroht, da in den Jahren der sowjetischen Herrschaft die Mittel für den Wohnungsbau vorrangig für neue Plattensiedlungen am Stadtrand verwendet wurden.

Juni 1940 der dritte Schlag, die Besetzung der Nordbukowina durch die Sowjets, die von den Pariser Friedensregelungen ausgeschlossen worden waren.

Nach einem Ultimatum rückten sie am 28. Juni 1940 nach Bessarabien und in die Nordbukowina ein. Letztere, so hielten die Sowjets in einem Papier den Rumänen kurzerhand vor, sei mit deren Bevölkerung in überwiegender Zahl durch gemeinsame historische Geschicke wie auch durch gemeinsame Sprache und nationalen Bestand mit der Sowjetukraine verbunden.¹⁹

100 000 Bewohner der Bukowina, auch des Südtails, die sich der deutschen Volksgruppe zurechneten, hatten kurz darauf, im September/Oktober 1940, die

Koffer zu packen. Mit 50 Kilo Gepäck und ohne die Kirchenbücher begaben sie sich auf den bitteren Weg „heim ins Reich“.

Nun also, Ende Juni 1940, waren die Sowjets im Land. Begüterte Rumänen hatten sich rechtzeitig in Richtung Altreich und Südbukowina abgesetzt. Für die Buchenlanddeutschen waren es die letzten Wochen. Für alle anderen brach eine finstere Zeit der Sowjetisierung, der Schikane und Schurigelei an. Die Juden des Landes aber sollten alle Hoffnung auf bessere Zeiten begraben.

Das „Russenjahr“, wie die Periode 1940/41 in der Bukowina gelegentlich auch genannt wurde, gipfelte in der Deportation von 3800 Bürgern des Landes, die



DAS ALTE CZERNOWITZ auf einer neuen Postkarte: Theater, Paraskewa-Kirche und ein denkmalgeschütztes Geschäftshaus. Nicht abgebildet ist die ehemalige Große Synagoge. Sie ist äußerlich verfallen und wird heute als Möbellager genutzt.



schwerer Verbrechen beschuldigt wurden oder als verdächtige Elemente galten. In Wahrheit aber ging es den Sowjets darum, den gesellschaftlichen Widerstand und das Beharren im bürgerlichen Lager und politischen Gefüge dieses Teils der ehemaligen rumänischen Provinz zu brechen, die man sowohl in der Schicht der Zionisten, Gutsbesitzer, Politiker und Großkaufleute vermutete als auch bei den kleinen Hausbesitzern und untergeordneten Staatsbeamten aus der rumänischen Ära. In der Nacht auf den 13. Juni 1941 wurden die Verhafteten, unter ihnen viele der Bukowiner Juden, einwagioniert und nach Sibirien verschleppt. Nur wenigen gelang das Überleben und die Rückkehr aus der Deportation.

Bereits in der folgenden Dekade brach der Krieg der Deutschen gegen die Sowjetunion aus, woraus sich die vierte historische Katastrophe für die Region ergab. Knapp 14 Tage später, in den ersten Tagen des Juli 1941, standen die Rumänen zum zweiten Mal, jetzt aber unter dem formellen Oberbefehl General Antonescus, des Sachwalters Hitlers in Bukarest, im Nordteil der Bukowina. Parallel zu den rumänischen Truppen hielt die der deutschen Heeresgruppe Süd zugeordnete Einsatzgruppe D der SS unter ihrem Kommandanten Brigadeführer Dr. Otto Ohlendorf ihren Einzug in Czernowitz.

Mit dem Einmarsch der rumänischen Truppen und der Etablierung deutscher Stellen sowohl in Czernowitz als auch in der gesamten Bukowina brach eine grauenvolle Epoche über das kleine Land herein. In ihr versanken die Kultur dieser Provinz und die immense Aufbauleistung der Juden. Ihr Volk wurde in den Arbeits- und Ghettolagern jenseits des Dnjestr und des Bugs fast gänzlich vernichtet. Die Überlebenden suchten nach ihrer Befreiung in Palästina und in der ganzen Welt das Weite. Die Teilung des Landes war für alle Zeiten zementiert.

Ende März 1944 besetzten sowjetische Truppen kampflos das rumänische Czernowitz. Mit den Sowjets erfolgte eine fünfte Zäsur, deren anschließende



FASSADENSCHÄDEN an einem Gebäude des ehemaligen jüdischen Viertels.

Epoche aus mitteleuropäisch-historischer Sicht als politisch und kulturell noch kaum durchdrungen gilt. Entwicklungen, Verhältnisse, Konflikte und inneres Gefüge, der politische Status der Stadt, sein soziales Selbstverständnis und kulturelles Bewusstsein sind uns weitgehend unbekannt. Zur unentbehrlichen Analyse dieser Ära sind nicht nur sprachliche, sondern auch quellentechnische Schwierigkeiten zu überwinden. Mit der Aufarbeitung dieser knapp ein halbes Jahrhundert währenden Epoche, der sogenannten „Zweiten sowjetischen Epoche“²⁰, ist die ukrainische Forschung befasst.

Das Tragischste an der Geschichte Czernowitz' ist vielleicht der nahezu restlose Untergang der Juden, jenes Bevölkerungsteils, dem die Stadt so viel zu verdanken, der unendlich viel für sie getan hat, der ihr gleichsam ans Herz gewachsen war. Die Juden haben in den Jahrzehnten, von denen hier die Rede war, alles verloren: Arbeit, Heimat, Wohnung und Wohnrecht, Haus und Besitz, ihre Gesundheit, ihr Leben. Czernowitz wurde in seinem Inneren zerstört. Versunken ist ja nicht die Stadt, ihr Leib, ihr Körper, ihr Gehäuse, ihre Topografie. Dies alles gerade eben nicht. Verloren gegangen sind ihr die Menschen, der Geist der Stadt.



WEINBEWACHSE-
NER HOLZERKER
in einem Innenhof
der Altstadt.

DA DIES, DIE Beschäftigung mit Czernowitz und mit der gar nicht so großen Provinz, in der es eingebettet liegt, gewissermaßen aus dem Kunstlicht und dem Staub der heimischen Studierstube, aus dem trockenen Reglement öffentlicher Bibliotheken, von der grauen Theorie des Papiers in die holde Praxis eines Freilichtmuseums ganz besonderer Art verlegt werden kann – ein Geschenk von unschätzbarem Wert übrigens, eine außerordentlich glückliche Fügung –, sollte man keinen Tag versäumen und sich sofort auf den Weg dorthin begeben. Solange noch Zeit ist. Das bauliche Erbe dieses urbanen Wesens, dazu braucht's keine große Überzeugungsarbeit, es ist unübersehbar, drängt in seinen Niedergang. Sein aktueller Zustand ist hinfällig, nicht weniger als seine nahe und ferne Zukunft anläss-

lich der großen wirtschaftlichen Sorgen, die noch immer die Ukraine plagen, beängstigend ist. Beides gründet sich auf zutiefst Stoffliches oder befindet sich in elementarer Abhängigkeit davon. Niemand wird das angesichts der betagten Bausubstanz, der seit dem Ersten Weltkrieg versäumten Renovierung der größeren Wohnhäuser, der stadtweit maroden Dächer, der Schlaglöcher in den Straßen, der brüchigen Wasserrohrleitungen, des lädierten Zustands der gesamten kommunalen Infrastruktur bestreiten wollen.

Und es sieht eigentlich nicht danach aus, als verwende die Stadt alle Mühe, ihren allmählichen Verfall irgendwie aufzuhalten. Sie hat andere Sorgen. Allein zum behutsamen Wandel fehlt ihr die finanzielle Kraft. So werden die ungelösten Probleme immer wieder ins



DER ÖFFENTLICHE NAHVERKEHR wird in weiten Teilen der Stadt mit umweltschonenden elektrischen Oberleitungsbussen bewältigt (Aufnahme von 1985 aus der Hauptstraße, damals Leninstraße).

nächste und folgende Jahr, in die nächste und folgende Haushaltsperiode verschoben. Andererseits gibt es gute Gründe, gerade an den Tatbestand mangelnder Selbstheilungskräfte die Hoffnung zu knüpfen, die Stadt rette sich damit erst einmal über irgendeinen wie immer beschaffenen Zeitraum vager Orientierungslosigkeit hin zu einem kunsthistorisch und städtebaulich überzeugenden Neuanfang und einer Periode konservatorischer Rückbesinnung.

Es ist ja nicht einmal der allumfassende Verfall, der der großen kunsthistorischen Hinterlassenschaft ihr Ende bereiten, der das Aus für das Gesamtkunstwerk Czernowitz wie für irgendein anderes auf der Welt einläuten könnte. Es ist auch nicht die Gleichgültigkeit alleine, es sind nicht nur die knappen Mittel, die eingeschränkten Möglichkeiten, die dazu ohnehin ihren

Pflichtbeitrag leisten. Wie überhaupt die drohende Gefahr mit Sicherheit nicht aus dem Einmaleins logischen Kalküls abzuleiten wäre. Dann hätte doch wohl das reiche Mitteleuropa bis heute eine große, ungebrochene Tradition des Städtebaus. Eher wird aus der Ecke der Abriss-Sanierer zum Sturm auf die Stadt geblasen; etwa mit der Absicht, ganze Stadtviertel erst der Fäulnis anzutragen, dann niederzumachen und zuletzt nach neuen Vorgaben, jetzt aber in Windeseile, lieblos und unter neuen ästhetischen Parametern wieder hinzustellen; oder mit dem starken Willen, das ganze gebrechliche und gut zwei Jahrhunderte alte urbane Gebilde an allen Ecken und Enden zu zertrümmern und dann technokratisch umzugestalten. Eher wird die nicht zu bändigende Neigung an der willkürlichen Überformung und beliebigen Erneuerung, der Glaube an Segen und



UM DIE ALTE STADT zieht sich inzwischen ein Ring von Neubauvierteln, die in Plattenbauweise zu sowjetischer Zeit entstanden.

Macht der Machbarkeit der Stadt, von der hier die Rede ist, ein für alle Mal das Licht ausblasen, als dass sie an ihrer eigenen Altersschwäche zugrunde ginge.

Denn es ist ja nicht wahr, dass man – wie vor einiger Zeit im Feuilleton einer großen deutschen Tageszeitung zu lesen war – „in eine durch Jahrzehnte zerstörte ... Stadtlandschaft hinaussieht“²¹. Einzig in seiner Umkehrung, will scheinen, gilt dieses Verdikt: Man schaut dank allgemeiner Kraftlosigkeit auf durch Jahrzehnte bewahrte Stadtlandschaften hinaus, und das an ungezählten Stellen im europäischen Osten. In Czernowitz allemal. Der Sozialismus als Großkonservator ohne Absicht. Das ist doch nicht etwa vergessen?

Czernowitz als Museum zu bewahren, als Königsschloss und Residenz des Bürgertums, scheint wenig hoffnungsvoll. Der Traum von der Unantastbarkeit des urbanen Organismus als einem Gebilde voller Ordnung und Ruhe wird auf Dauer nicht erfüllbar sein. Mit der wirtschaftlichen Konsolidierung des Landes, die eines nicht allzu fernen Tages ins Haus steht, wird hier die neue Zeit einziehen. Man wird zu Gericht sitzen über das habsburgische Wunder am Pruth, und zwar im städtischen Bauausschuss und nicht einmal hinter verschlossenen Türen. Jedoch werden Adolf Marin und Andreas Mikulicz, die Architekten des Czernowitzer Rathauses, darin nicht vertreten sein.

DER NEUE GEIST, der dann in die Gassen einzieht, das gewandelte ästhetische Bewusstsein, wird auf sein Recht pochen und womöglich mit seiner ganzen Grobschlächtigkeit, mit Nervosität und Unduldsamkeit Einzug halten in der Stadt. Man wird sich Glaspysramiden errichten wollen, nur sich selbst verpflichtete, bizarre Monumente der Eitelkeit, und natürlich die üblichen, nur allzu bekannten Gebrauchsbehältnisse aus den Katalogen der westlichen Welt. Schnell kann die Stadt dann ihr Gesicht verlieren und zur Belanglosigkeit herabsinken. Noch aber lebt man in moderatem Einvernehmen mit diesem Wesen, sind die Wunden, die man ihm geschlagen hat, klein und heilbar.



DAS „BUKOWINA“, eines von zwei neu errichteten Hotels, in denen zumeist ausländische Gäste untergebracht werden.

Die Stadt als ein bedrohtes Gesamtkunstwerk, darum geht es. Hier dominiert nicht das Zusammengewürfelte, hier geht nichts durcheinander wie Kraut und Rüben. Es ist eher eine Form von Harmonie, die das Bild der Stadt prägt, eine Gesamtheit, die nicht die Einzelobjekte im Blick hat, sondern den Chor aller, ihr Konzert. Und es geht hier nicht um die Idylle. Dies beileibe nicht! Alles Unwahre und Museale sind dieser Stadt in Wirklichkeit fremd. Die Stadt wird bewohnt, ist authentisch und bei aller Hinfälligkeit doch ein pulsierender Organismus, ein klappriges, aber lebendiges Kunstwerk. Es ist das kunsthistorisch bedeutende, komplette, intakte und zugleich durchblutete Wesen, das Unabgehobene per se, auf das es ankommt und auf das man hier stößt. Das ist es, was die Stadt im Gegensatz zu mitteleuropäischen Städten zu bieten hat. Verfall und Niedergang, das allgegenwärtige Bröckeln als verzeihliche Schlamperei, als Offenlegung des momentanen Geldmangels und der wirtschaftlichen Unfähigkeit, und die allorten zu Tage tretende Hilflosigkeit gegenüber den allgemeinen kommunalen Verpflichtungen erscheinen dagegen erst einmal zweitrangig.

Wirklich bedroht sind in diesen Tagen nur die Synagogen, die *Schiln*, die Bethäuser, die *bothe midroschim* wie das der Chewra Tillim in der Synagogengasse, das



MAHNMAL aus zerstörten Grabsteinen auf dem jüdischen Friedhof von Czernowitz.

des Machsike Schabbat einige Häuser weiter oder das ehemalige Israelitische Spital. Es sind dies Gebäude, die nicht genutzt werden. Sie verfallen seit Jahren, sichtbar, störend und mit stummem Schrei. Unentwegt lösen sie sich in ihre Bestandteile auf und sind damit noch lange nicht am Ende. Zu schwer haben sie all die Jahre an ihrer Funktions- und Nutzlosigkeit zu leiden, am Stigma der Unberührbarkeit und dem Verlassensein zu tragen gehabt, als dass sie noch den Atem für eine Zukunft hätten, die jenseits ihres eigenen Untergangs liegt. Manchmal kann man nur staunen, in welcher kurzen Zeit sich ein Gebäude im Häusermeer verliert, verabschiedet, dem man seine Liebe und Zuwendung entzogen und das bisschen Fürsorge vorenthalten hat, das es zum Erhalt seiner Existenz unabdingbar benötigt. Das gilt auch für die beiden alten Friedhöfe der Stadt, den christlichen wie den jüdischen. Während der eine den Gefahren der bedenkenlosen Überformung durch die Weiternutzung ausgeliefert ist, leidet der andere unter den barbarischen Zugriffen aus Vandalismus und unsensibler kommunaler Pflege.

Deswegen drängt die Zeit. Deswegen sollte man sich lieber heute als morgen auf den Weg machen! Die Bürgerstadt des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, für einige Jahrzehnte die Heimstatt für „eine recht moderne Insel in einem Meer von Rückständig-

keit“, wie es die Historikerin Mariana Hausleitner kürzlich umschrieben hat, dieser Ort, mit Liebe und Sorgfalt errichtet und gepflegt, dann unter der Herrschaft einer inzwischen verblichenen Ideologie vergessen und mit pseudomodernen Bauten ästhetisch belästigt, ruft nach Schutz und Hilfe.

In der Herrengasse rankt noch immer der Wein an den Fassaden empor. Gegenüber dem Rathaus am Gebäude der Sparkasse leuchtet in Jugendstilmotiven der beeindruckende Majolika-Fries, und die Kastanien und Linden auf der Habsburgshöhe, im Volksgarten und auf der Göbelshöhe laden zum Verweilen ein. Man hat der Stadt ihre Ruhe gelassen, wir wissen, warum und zu welchem Preis. Die Ukrainer gehen behutsam mit ihr um. Man sollte ihnen dafür dankbar sein!

Das literarisch-biographische Erlebnis von „Dichtung und dichtender Landschaft“ (Margul-Sperber), die kulturellen Ursprünge und die künstlerisch-ethnische Einbettung von Literatur in der Gegend, kann man hier in unvergleichlich höherem Maße nachvollziehen als irgendwo sonst in Mitteleuropa, in Deutschland gar. Czernowitz ist die Antithese zur modernen *Stadt ohne Eigenschaften*. Wer sie an ihrer Bequemlichkeit, an der Qualität ihres Straßenbelages misst, am Komfort ihrer Einkaufsmöglichkeiten, hat sich möglicherweise in ihr verirrt.

Bei Licht besehen ist weniger verloren, als man glauben könnte. Das hat nichts mit der Ernüchterung, nein, Erschütterung zu tun, die über den Besucher aus Israel kommt, der vor über fünfzig Jahren nach überstandem Leid in den Lagern Transnistriens das Land verlassen musste und in unseren Tagen zurückkehrt, um sich noch einmal der Stätten seiner Kindheit, seines Hineinwachsens ins Leben und schließlich seiner Ängste und Traumata zu vergewissern. Er wird es nicht leicht haben. Er wird das Bild seiner Erinnerung mit dem des Augenblicks möglicherweise nicht zur Deckung bringen können, weil das überhaupt und immer und nicht nur an diesem Ort ein schwieriges Unterfangen ist.

Was den Menschen, den Juden vor allem, geschah, welches Maß an Leid über sie kam, das wird man als Spätgeborener auf Spaziergängen durch die Stadt und auf Exkursionen durch das Land so ohne Weiteres nicht erkennen. Die kleinen Zeichen, die manches verraten, kann man nur allzu oft nicht richtig deuten. Es ist eine Geschichte für sich, von der man sich nur immer wieder berichten lassen muss und über die man zu lesen hat. Sie legt das Studium der Quellen mit großer Dringlichkeit ans Herz: die Deportationsberichte und Lebenszeugnisse, nicht weniger die einzigartige Literatur dieser Landschaft.

Aber man kann die Straßen und Grenzen des einstigen Czernowitzer Ghettos abschreiten, ohne auf Fotos und kartographische Hilfsmittel angewiesen zu sein. Und es ist nur eine Frage von Geschick und Gespür, den Betrieb aufzufindig zu machen, in dem sich ein Paul

Celan vor seinen Verfolgern versteckte, während man seine Eltern verhaftet und deportiert hatte; das Haus zu erkennen, in dem sich Rose Ausländer gemeinsam mit ihrer Mutter in schwerer Zeit verborgen hielt: denn beides steht noch. Die Stadt, sie ist noch da. Die große Synagoge in Wiznitz gibt es noch. Die Residenz der Friedmanns in Sadagora, das Wohnhaus der chassidischen Zaddikim, die Schule und die Klause dort, sie existieren!

Der Pruth fließt, seine Kiesbänke leuchten. Das Land ist grün und frei. Die jüdischen Friedhöfe draußen in den Feldern und an den Wegrainen spinnen sich hinter Gebüsch und Hecken für die Ewigkeit ein. Klapprige Autobusse verkehren wie in den frühen Dreißigern des letzten Jahrhunderts und bringen die Menschen nach Berhomet und Bojan, nach Kitzman und Nowoselitza. Die Menschen sind freundlich und



BLICK ÜBER DIE KATHEDRALE auf die Vororte von Czernowitz. Jenseits des Pruth und der vorgelagerten Hügel verläuft die Fernverkehrsstraße nach Kitzman im Nordwesten und nach Nowoselitza im Südosten.



DIE NEUE EISENBAHNBRÜCKE über den Pruth. Der Fluss ist noch weitgehend unreguliert, an seinen Ufern wachsen Auenwälder.

herzlich. Man achtet das jüdische Erbe nach Maßgabe der wirtschaftlichen Möglichkeiten und der finanziellen Leistungskraft des Landes, auch trotz Gleichgültigkeit und dumpfer Umtriebe, von denen die Ukraine nicht frei ist. Die Bukowina ist aus einem halbhundertjährigen Dornröschenschlaf erwacht, wenn auch noch nicht ganz munter.

Das geistige Erbe dieser Landschaft – das sind nicht zuletzt Literatur und Lyrik – möge bewahrt bleiben wie ihre alten Gebäude, Friedhöfe, Kirchen und Synagogen. Diese Dinge sind die teils gehobenen, teils ungehobenen Schätze eines im Weltschatten liegenden, bei näherem Hinschauen aber faszinierenden Teil Europas. Sie sind, um noch einmal bei Paul Celan und seiner Bremer Rede Anleihe zu nehmen, nicht zeitlos. „Gewiss, sie erheben einen Unendlichkeitsanspruch, sie suchen, durch die Zeit hindurchzugreifen, durch sie hindurch, nicht über sie hinweg. Sie können eine

Flaschenpost sein, da sie ihrem Wesen nach dialogisch angelegt sind, mit uns sprechen, sich an uns wenden wollen; eine Flaschenpost, aufgegeben in dem Glauben, sie könnten irgendwo und irgendwann an Land gespült werden, an Herzland vielleicht. Sie sind in dieser Weise unterwegs, sie halten auf etwas zu: auf etwas Offenstehendes, Besetzbares, auf ein ansprechbares Du vielleicht, auf eine ansprechbare Wirklichkeit.“

Heimkehr nach Tschernopol

KEIN NEUGIERIGER BLICK streifte mich, kein Zeichen gab mir zu verstehen, dass ich auffällig sein könnte. Es war, als wäre ich durchsichtig oder nicht vorhanden, und das Gefühl, hier zwar unbedingt zu Hause, aber doch ein halbes Jahrhundert und eine ganze Welt fern zu sein, verstärkte sich zur irrealen Wirklichkeitsdichte des Traumzustands. Ich war da und doch nicht da. Ich träumte bei voller Wachheit – nicht allein diese handgreiflich reale Stadt, sondern mich selbst in ihr. Derart meinem Stand in Raum und Zeit enthoben, machte ich mich auf zum Haus meiner Kindheit. Um es vorwegzunehmen: Von allen Häusern dieser Stadt, an denen kein Stein verrückt zu sein schien, war es als das einzige nicht mehr da. Das Haus meiner Kindheit, die über ein halbes Jahrhundert zurückliegt, ist ohnehin ein luftiges Gebäude. Es besteht aus Ein- und Ausblicken mehr als aus festen Wänden; aus Teilansichten, Winkeln, Ecken, einzelnen Möbelstücken, Vorder- und Hintergründen – kurz: aus Fragmentarischem, wie im Filmatelier die zusammengestückten Kulissen für einen Film, der aus der Sicht eines Dreikäsehochs aufgenommen wird. Immerhin wusste – und weiß – ich, dass es ein Stück weit außerhalb des damaligen Randgebietes der Stadt in einem großen Garten gelegen war, an drei Seiten noch offen zum freien Land, ich wusste – und weiß – dass es wie ungezählte neoklassizistische Villen seiner Art eine säulentragende Vorderfront mit einer schmalen Terrasse und einen tympanonartigen Giebel darüber hatte und an der Rückseite zur Gartentiefe eine glasverkleidete Veranda. Es war zu erreichen gewesen durch eine lange, gartenreiche Straße des Villenvier-

tels, die Gartengasse, „Strada Gardine“ [!] in meiner Zeit. Ich fand sie ohne Schwierigkeit. Auch sie war gänzlich – oder jedenfalls zum größten Teil unverändert. Traumwirklich so, wie ich sie vor dreiundfünfzig Jahren verlassen hatte, lief sie durch dieselben zwei Zeilen gutbürgerlicher Einfamilienhäuser, die Karl Emil Franzos zum Vergleich mit Schwarzwaldhäuschen verführt hatten. Einzelne davon grüßten mich vertraut. Andere wieder, an der Straßenseite, die zu meiner Zeit noch halbwegs unbebaut gewesen war, verstörten mich: Ich wusste, dass sie nicht da gewesen waren, konnte es ihnen aber nicht absprechen. Sie wiesen keinerlei stilistisches Merkmal, keinerlei Neuigkeit, geringere Abgewogenheit auf, die sie hätten von ihren Nachbarn unterscheiden können. Nichts historisch Kennzeichnendes war ihnen abzulesen, weder die auch architektonisch nationalbewusste Rumänenherrschaft, noch beinahe fünfzig Jahre kommunistischer Wohnungsbau-Ideale. Hinter den Flieverbüschen und Königskerzen ihrer Vorgärten und efeuüberklettert bis an die Giebel, Erker, Türmchen ihrer von Franzos besungenen Idyllik sprachen sie der Behauptung hohn, dass sie nicht aus derselben irrealen Weltzeit stammten wie das übrige Czernowce. Ich verlor die Sicherheit, mit der ich meinem Ziel zugestrebt war. Diese Gartengasse war um beinahe ein Drittel ihrer dereinstigen Länge länger geworden, eben wie in Träumen ein vertrauter Weg sich endlos hinzieht; und als ich schließlich doch ihr Ende erreichte, stiegen vor mir eng hintereinander gestaffelte Reihen von zehn-, zwölf-, vierzehn- und sechzehnstöckigen Hochhäusern auf und verstellten den Blick, wo er einstmals weit ins freie Land hinausgegangen war. Ich hätte es erwarten müssen. Es war logisch und konsequent: Mit dem steil abfallenden Hang zum Pruth-Tal, das die Stadt umarmte, war diese die natürliche, die einzige Richtung, in die sie sich hätte entwickeln können – und dass sie sich in dreiundfünfzig Jahren entwickelt haben würde, hatte ich ja im Voraus angenommen. Sie hatte es ohnehin unter erstaunlicher Schonung des

Vorhandenen getan – so konservatorisch, dass es mich in ein Niemandsland der Zeit und einen Zustand zwischen Traum und grellestem Wachsein versetzt hatte. Nicht nur war alles aus meiner Zeit unangetastet geblieben, es war auch noch Vergangenheitsträchtigeres dazugekommen. Dass einzig das Haus meiner Kindheit ausgenommen sein sollte von dieser denkmalschützerischen Pietät, wollte mir nicht einleuchten. In meiner Erinnerung stand fest, dass wir aus den Fenstern der Südostseite die Pappelreihen einer der großen Ausfallstraßen ins Land hinaus, der Siebenbürgerstraße sehen konnten, weithin bis zum luftblauen Horizont: ein Sehnsuchtsweg meiner kindlichen

Phantasie. In der Tat, auch jene Straße existierte noch; nur war sie nicht mehr einzusehen. Sie war nicht mehr flankiert von Pappeln, in deren Laub die Vögel ein- und ausgeflogen waren, sondern von Wohnblocks und Kaufhäusern, in denen es nur mehr Dürftigeres zu kaufen gab. Zwischen ihnen und dem Hochhausgeschwader lag unordentliches, teils unbebautes, teils aufs Gratewohl bebautes Gelände, eine Studentensiedlung, ein nur noch rumänisch anmutendes Waisenhaus, eine Blindenanstalt in den Resten ehemaliger Baumbestände, eingestreut darin laubenkoloniale Einfamilienhäuschen. Dort, dazwischen, daneben oder dahinter musste das Haus gelegen sein. Aber es



MIT WILDEM WEIN bewachsener Hof hinter Mietshäusern aus der österreichischen Zeit.

war nicht mehr dort. Es war spurlos verschwunden. Es half nichts, danach zu fragen. So entgegenkommend jedermann auch war, niemand wusste etwas davon, war entweder zu jung, zu spät hierher gesiedelt oder konnte sich nicht so weit zurückentsinnen. Je intensiver ich suchte, um so hoffnungsvoller verlor ich mich im verworrenen Unbekannten. Nach zwei Tagen ergebnisloser Suche war das Haus meiner Kindheit ein Gespenst, das allein in meinem Schädel spukte.

Um zu überprüfen, ob ich nicht das Opfer schizophrener Einbildungen sei, setzte ich noch einmal mit der Suche an – nun nach mir selber –, diesmal im Stadtkern. Meine Mutter hatte dort, nach der Trennung von meinem Vater, durch zwei Jahrzehnte ein Haus bewohnt, das gleichfalls in einem großen Garten gelegen war, einzig in seiner Art als Überbleibsel der kleinstädtischen, noch recht ländlichen Vergangenheit von Czernowitz. Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut worden und verschont geblieben von der stürmischen Entwicklung der Stadt in den Gründerjahren. Dieses Haus war noch vorhanden. Es stand noch immer in einer Lücke zwischen links und rechts gegenüberliegenden respektablen Mietshäusern, und leider lag, was dereinst Garten gewesen war, unter einer Decke von Zement. Überdies schien mir das Haus unglaublich zur Straße hin vorgerückt zu sein. Anstelle seines Schindeldachs war's mit rostigem Blech bedeckt, und seine ehemals von Jasmin umwachsenen Wände waren nackt und kaffeebraun gestrichen. Auch fehlte die Veranda, die ich freundlich in Erinnerung behalten hatte. Aber das allein war's nicht, was mich verstörte. Auch hier war einiges darum gewachsen, was meinerzeit nicht da gewesen war, allerlei kleinstädtische und augenfällig von kleinen Leuten bewohnte Häuschen, auch eine inzwischen verfallene Fabrikhalle in gelbem Klinkerziegel und eine Flucht von Wohnhöhlen bis in den tiefsten Hintergrund des ehemaligen Gartens. Und nichts, aber auch gar nichts wies darauf hin, dass das alles nicht schon immer darum her gestanden war. Es war von

gleicher Bauart, schien aus derselben kleinstädtischen Vorzeit der Stadt zu stammen, war gleicherweise schäbig geworden.

Ich glaubte, mein letztes Restchen Verstand zu verlieren. Wenn schon seit meiner Zeit hier etwas gebaut worden war, dann doch nicht diese Periökensiedlung. Schon in den zwanziger Jahren war das Grundstück, wenige hundert Schritte vom Ringplatz gelegen, ein schieres Lustobjekt für Bauvorhaben gewesen, denen meine Mutter heroisch widerstanden hatte. Seit der Aussiedlung meiner Mutter, 1940, war es herrenlos. Hier hätte ein imposanter Wohnblock hergestellt werden können, sogar mit etwas Grün darum her, ein idealer Wohnbau des sozialen Fortschritts. Was hatte das verhindert? Doch nicht denkmalschützerische Pietät für diese Krattlerhütten hier, die das Stadtbild verschandelten. Ich konnte schwören, dass sie 1936 nicht dagestanden waren. Aber aller Augenschein sprach gegen meinen Eid. Auch hier vermochte ich nichts anderes, als etwas Unglaubliches zu behaupten.

Zu meiner Rettung kam ein Engel in Gestalt einer der Bewohnerinnen. Nein, nein, sie waren tatsächlich nicht da gewesen, diese Nebenhäuser, nur das ganz alte in der Mitte stammte von früher, alles anderer darum her war in den fünfziger Jahren dazugekommen, eine ärmliche Zeit, in der man nicht an große Bauten denken konnte. Nein, auch die abscheuliche Fabrikanlage war erst damals Hals über Kopf errichtet worden, und ja, ja, gewiss, da war einmal auch eine Veranda am Haus gewesen, und dort, wo jetzt die Reihenwohnungen lagen, waren die ehemaligen Stallungen gelegen, die Böden waren dort immer noch feucht. Jawohl, da drüben waren große Kirschbäume gestanden – und ob ich nicht ins Haus kommen wollte, um zu sehen, dass die Räumlichkeiten die gleichen geblieben waren, es wohnten jetzt allerdings drei Familien darin.

Der Stein, der mir vom Herzen fiel, sank schwer in mein Gemüt. Es war also doch nicht alles die schiere Phantasmagorie, die pure Einbildung, was ich von

meiner Frühzeit in Erinnerung behalten hatte – das zu wissen tat wohl. Allerdings zahlte ich meinen Preis dafür. Niemals wieder würde ich ans Haus meiner Mutter denken können, ohne dass sich nicht darüber die hässliche Realität seines gegenwärtigen Zustands schob. Das eigentliche Haus meiner Kindheit war davon verschont geblieben, dafür aber nun gänzlich unreal geworden, unwittert von einer Sagenhaftigkeit, die mich fürchten ließ, ich selbst könnte niemals mehr recht an seine Wirklichkeit glauben. Wohlan! Im Bereich des Unglaubwürdigen, im Fabelreich phantastischer Einbildungen war mein Tschernopol

gelegen, das irrealer Bild der Realität von Czernowitz. Die Realität, die ich in Czernowce angetroffen hatte, drohte mir auch das zu zerstören. Ich musste sie schleunigst wieder verlassen.

(Zitiert nach: die horen 159/1990, Seite 15–17)



BLICK DURCH EINE STRASSE AM RANDE DER ALTSTADT AUF EINE NEUBAUSIEDLUNG AUS SOWJETISCHER ZEIT (AUFNAHME 2005).